

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

POLITIK, Leitartikel

Politik im Container

Fischer, Trittin und die Opposition: Wie der Kampf um die Wählerquote das Politische zum Persönlichen verkommen lässt /

*** Josef Joffe ***

Ewige Vergangenheit "Runter mit dem Zeigefinger" von Klaus Hartung, Seite 2, und "Ein gefundenes Fressen: Die Mediendemokratie dreht durch" von Gunter Hofmann, Seite 3.

Die ganze Welt ist Bühne." Shakespeares Satz kam 400 Jahre zu früh. Fischer und Trittin stehen im heißen Lichtkegel und deklamieren zögerlich ihre Unschuld. Hinter ihnen wogt der Medienchor, der erklärt, verklärt oder verdammt. Und vor ihnen sitzt das Publikum - erschreckt, ergrimmt, doch auf jeden Fall dem Entertainment zugetan.

Es läuft das Drama "Dritte Vergangenheitsbewältigung" (nach Nazi- und Stasi-). Postmoderne Politik, in Deutschland, Frankreich, Amerika, überall im Westen, ist ohne das alte ideologische Korsett, das die Komplexität so hübsch eingeschnürt hat, zum Event geworden. Wer außer Riester, und der würde übertreiben, kann behaupten, dass er die Rentenreform wirklich versteht? Was kompliziert ist, muss wenigstens unterhaltsam sein. Politik als Inszenierung: Da ist es nur konsequent, wenn Westerwelle im Container blödeln und Scharping bei Birolek Händchen hält. So schlicht war es noch nie.

Politik als Ersatzhandlung: Dazu gehört auch das Autodafé der Minister Fischer und Trittin als TV-Serie. Es wäre besser gewesen, wenn die beiden schon beim Regierungsantritt 1998 nicht bloß

den Anzug gewechselt, sondern auch das Kokettieren mit ihrer Vergangenheit beendet hätten - zumal ihre Partei in den Anfängen auch Sozialisierungsanstalt für Feinde des angeblichen "Schweinsteats" gewesen ist. Aber so funktioniert Politik nicht - auch nicht anderswo. Nixon wäre in der Watergate-Affäre nicht geschasst, Clinton wegen "Monicagate" nicht ins Impeachment geschlittert, wenn sie gleich die ganze Wahrheit gesagt hätten. Politiker sind wie Kinder vor der Mutter: Mal sehen, wie weit man mit der halben Wahrheit kommt.

Das rächt sich immer; die Medien gieren nach der nächsten Enthüllung, die Opposition liefert sie gern. Folglich Auftritt CDU/CSU und FDP. Denken die Älteren unter uns an deren Vergangenheitsbewältigung - immerhin hat die Union nach 1949 zwanzig Jahre lang regiert -, fallen ihnen als gleich viele weiße, genauer: hässliche braune, Flecken ins Auge. Hans Globke, Adenauers protegierter Staatssekretär, der die Nürnberger Gesetze wohlwollend kommentiert hatte, steht als Pars pro Toto für einen Justiz-, Beamten- und Professorenapparat, der nicht einmal Einsicht, geschweige denn Reue gezeigt hat. Aber nicht ums Aufrechnen geht es, den billigsten rhetorischen Trick, sondern um die Inszenierung postmoderner Politik.

Darin ist Schröder der Meister, der Muhammad Ali des Event-Management. Merkel, Merz und Freunde haben ihn fast nie treffen

können, nicht einmal während der BSE-Runde, weil die Verantwortung auch auf so vielen Unionsschultern lag (siehe den Sturz der bayerischen Ministerin Stamm). Zwei Rücktritte, damit war die Sache (vorläufig) erledigt. Die Union hat nie die "Themen besetzen" können, wie es auf Politdeutsch heißt; zuerst, weil ihr Kohls Bimbessaffäre um den Hals hing, dann, weil der Machtkampf in der CDU/CSU ausbrach (und weiter wabert). Aber jetzt Fischer/Trittin: Glücksfall für die Union und für jenen Teil des Medienchors, der wieder ad fontes zurückkehren kann.

Doch wäre dieser Bissen nicht so appetitlich angerichtet ohne die Große Regieanweisung postideologischer Politik. Und die besagt, um einen verqueren Slogan der 68er-Generation aufzugreifen, dass das Persönliche tatsächlich zum Politischen geworden ist. Die Biografie eines jeglichen Politikers lauert als Anklageschrift und Drehbuch im Untergrund. Was hat er damals gesagt, getan, ja gedacht? Hat er, wie Clinton, geraucht, aber nicht inhaliert? Hat er wie Bush gar gekokst? Unsere rot-grünen Regenten können von Glück sagen, dass ihr eheliches Auswahlverhalten noch nicht Objekt der Nachforscher geworden ist; das ist erfreulicherweise bislang nur eine amerikanische und britische Pressespezialität.

Die eigentliche Frage muss doch lauten: Hat sich der Politiker weiterentwickelt, verändert? Hat er

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

den Wandel durch sein Tun bestätigt - wie zum Beispiel Fischer? Der hat einst die "Putzgruppe" im Städtekampf geschult und so manche subversive Lippe riskiert, aber schon früh damit begonnen, die Abkehr von der Gewalt zu predigen. Er hat Nato und Nachrüstung bekämpft, ist aber im vorigen Jahr mit den Bündnis in den Krieg gezogen (was ihm viele Genossen noch immer nicht verziehen haben). Opportunismus im Dreiteiler? Die tiefere Frage ist wiederum eine andere, so denn das Beweismaterial auf dem Ist-Stand bleibt: Was muss einer tun, zumal einer, dessen Vergangenheit sich auch beim übelsten Willen nicht mit der Nazi- oder Stasi-Variante vergleichen lässt, um glaubhaft Läuterung und Umkehr zu demonstrieren?

Wir erblicken in diesem Fall, welch Ironie, eine in Deutschland neue, eine konservative Abart von Political Correctness. Den PC-Polizisten, welcher Couleur auch immer, geht es nicht ums Tun (was der alleinige Maßstab im liberalen Rechtsstaat sein kann), sondern ums Sein: um Reden, Denken, Glauben des Delinquenten. Vor der Wiederaufnahme in die Gemeinde der Rechtgläubigen muss er niederknien, abschwören, sich unterwerfen - und zwar auf großer Bühne. Der Angeklagte muss gebrochen werden; nur so wird ihm Gnade zuteil. Wer mitspielt, darf im Container bleiben.

Dies sollte nicht Prinzip der realen Politik werden, zumal es sich schon morgen an den Geißelschwingern von heute rächen wird. Wahrhaftigkeit ja, auf jeden Fall; Unterwerfung unter die Fuchtel des jeweils korrekten Event-Managements, nein; dann ist das Umerziehungslager nicht mehr weit. Natürlich hat Politik auch mit Moral zu tun, mit dem dauernden Streit um das Gute und Richtige. Aber sie findet nicht im sakralen, sondern im profanen Raum statt, wo Grautöne die Regel sind, wo die Fehlbarkeit von Machtmenschen einkalkuliert und ihr Verhaltenswandel diesseits des Verbrecherischen honoriert werden muss.

Doch geht die Moral von der Geschichte noch tiefer. Wir leben in einer Welt, in der Jenny Elvers und Boris Becker die Quote machen, in der die Inszenierung das Instrument, das Mediale der eigentliche Machtkampf ist. Freilich geht dabei eine "Nebensächlichkeit" verloren: dass Politik eben nicht das Persönliche ist, sondern der geregelte Streit um das Wie und Was, um die gerechte Ordnung des Gemeinwesens.

Die Opposition ob ihrer Medium-als-Message-Strategie zu schelten hieße aber, den Erfinder zu vergessen: Gerhard Schröder, der sich's von Bill Clinton und Tony Blair abgeguckt hat. Vielleicht versuchen sie es alle einmal mit einem besseren, wenn auch dröheren Drehbuch: Nach Container

oder Biolek wenden sie sich zwecks Machterhalt oder -gewinn etwas beherzter den dürren Sachthemen zu. Die Liste ist lang genug: Sie reicht von einer echten Steuer-, Renten- und Gesundheitsreform (im Sinne von mehr Selbstverantwortung) über eine kühnere Bildungspolitik (die den deutschen Universitäten ihren einstigen Weltrang zurückerobert) bis hin zum Sicherheits- und Europapolitischen (wo alte Verbündete gepflegt und neue integriert werden müssen).

Der demokratische Idealfall ist eine Regierung, die tatsächlich regiert oder eine Opposition, die wieder regieren kann. Wer im eigentlichen politischen Geschäft derzeit der Bessere ist? Die Union ist es noch nicht; sie windet sich im Griff ihres Erbfolgeproblems, und sie weiß nicht, ob sie Rot-Grün rechts oder links überholen will. Selbst wenn es ihr hier und heute gelänge, die Koalition per Dauerbeschluss von Fischer und Trittin zu versenken, wäre sie noch nicht regierungsreif. Das ist das nüchterne Fazit, weshalb sich der demokratische Mensch wünschen muss, dass die Opposition den Weg zur Macht im Sinne der Res publica trassiert. Sie muss die Alternative bieten, nicht die Agitation.

Plötzlich macht Regieren keinen Spaß mehr: Umweltminister Trittin und Außenminister Fischer /